

(Nachdruck verboten.)

Im Kreise.

Erzählung von Wacław Sieroczewski.
Deutsch von Rosa Schapire.

Alexander schwieg düster. Bis in die Stadt, das war ein Weg von drei Tagen. Kein Arzt würde so weit fahren auf eine private Aufforderung hin.

„Oder bring' mich zu Dir!“

Er schwieg immer noch. Auch das war eine Unmöglichkeit.

Ueber hundert Werst war die Entfernung auf schlechtem, unfahrbarem Wege. Und bei ihm zu Hause war es ja noch viel schlimmer als hier. Sie wußte nicht, sie ahnte nicht einmal, wie er lebte, denn nie hatte er ihr die volle Wahrheit geschrieben. Bei ihm war es ja ganz öde! Hier wohnten wenigstens Menschen. Hier konnte man Butter kaufen, Milch, frische Sahne. Davon lebte die Kranke und befeuchtete von Zeit zu Zeit die brennenden Lippen.

Sie verstand sein Schweigen, sie erriet alles.

„Es ist nicht nötig, Geliebter, nicht nötig... Das waren nur Worte. Weiß ich denn, ob es dort besser ist! Bis zur Stadt — eine Woche dauert der Weg, und in acht Tagen da bin ich vielleicht schon tot... Und zu Hause ist gewiß nichts vorbereitet... Daran dachte ich nicht... Die Schmerzen trüben den Blick... Ich bin den Strapazen der Fahrt nicht gewachsen. Und wer sollte um den Arzt fahren? Du?... Nein, Dich lasse ich nicht fort... für keinen Augenblick... Lange genug... Du bist mein, ganz mein!... Nicht wahr? Du hast niemand hier lieb gehabt!“ flüsterte sie mit kaum hörbarer Stimme.

Er drückte ihre Hand an die Brust und wandte die Augen fort, die voller Thränen standen.

„Du weinst? Du glaubst, es giebt keine Hoffnung? ...“

Nun, so geschehe, was geschehen muß... Früher oder später... Ich bedaure nicht, daß ich gekommen bin... Ich fühlte, das Ende ist nahe... Ach, wenn ich ein Jahr, nur ein Jahr, nur einige Monate... noch bei Dir sein könnte! Dann wäre alles gut. Und ich wäre belohnt für alles... Ich habe mich so gefehnt... mich nach Dir verzehrt... Noch einmal wollte ich Dich sehen, nur einen Augenblick... Ich hatte auch Angst um Zosia... Bei wem sollte ich sie zurücklassen?... Bei den Verwandten?... Nein, dort hätten sie Dir das Kind verhehrt... Sie sind beschränkt und hassen Dich... Menschen ohne Herz... Du wirst sie in Armut groß ziehen, unter einfachen Leuten, unter schwerer Arbeit wird sie ein ehrlicher, reiner Mensch werden wie Du. Ein gutes Kind, mit einem goldenen Herzen... Hab' sie lieb... Ach, wieder verwirren sich all meine Gedanken!“

„Du sprichst zu viel, ruh' aus. Sei still, ich werde erzählen.“

„O ja, erzähle. Von Dir... Hast Du Dich gefehnt? An mich gedacht? Hast Du noch gehofft, uns zu sehen? Welches Glück, wenn ich gesund würde! Ich hab' mich so nach Dir gefehnt... Erzähle mir, was Du all die Jahre gemacht hast. Hast Du Getreide gesät? ... Geackert? Du selbst hast geackert? Du bist zum Bauer geworden? Du, mein geliebter Bauer! Auch ich werde eine einfache Bauersfrau werden, Du wirst schon sehen. Segen liegt auf Feldarbeit...“

„Noch habe ich nicht gesät... Die Zafuten wollen mir kein Feld geben. Ein Jahr schon bitte ich vergebens. Die Regierung hat versprochen, Feuer hinterher zu machen.“

Sie sah ihren Mann aufmerksam an.

„Geben denn die Zafuten das Feld und nicht die Regierung?“ fragte sie.

„Doch, die Regierung. Ich soll fünfzehn Zehntel Acker Land bekommen, da ich als Ansiedler verachtet bin. Der Boden ist dem Gesetze nach Eigentum der Regierung, die Zafuten sind nur lebenslängliche Pächter. Aber was folgt daraus? In Wirklichkeit besitzen sie ihn und wollen ihn nicht abtreten.“

„Haben sie so wenig? Ist es für sie nicht genug? Man könnte es ja pachten, sie überzeugen, es ihnen klar

machen... Denn was wirst Du machen, wenn sie es nicht geben?“

„So schlimm steht's nicht, Julia... Sei ruhig, sprechen wir nicht davon. Werde nur gesund, und alles wird gehen.“ Sie sah ihn an voller Liebe und Vertrauen.

„Ich weiß es. Du wirst immer einen Ausweg finden. Hast Du einen Menschen in der Nähe? Du hast geschrieben, jenseits des Aldan. Was ist der Aldan?“

„Ein großer Fluß, der in die Lena mündet, ein schöner Fluß. Meine Hütte steht direkt am Ufer. Mein nächster Gefährte wohnt am andren Ufer, fünfzehn Werst entfernt. Aber er gehört zu einer andren Gemeinde. Sie siedeln uns nicht zusammen an.“

„Aber Ihr seht Euch? Ihr dürft Euch sehen?“

„Ja, von Zeit zu Zeit. Jetzt wohnt er bei mir. Eine ehrliche, eine grundehrliche Haut.“

„Und vorher warst Du allein?“

„Ja!“

„Wenn ich daran denke, so blutet mir das Herz. Tage hindurch zu keinem Menschen ein Wort sprechen!... Zuweilen, in Gedanken, sah ich schneeberwehte Wälder, eine kleine Hütte mit blassem, flackerndem Licht in der Nacht, endlos wie die Ewigkeit, und in dieser Hütte Dich, allein, ganz allein, Stunden, Tage, Wochen... Wie hast Du Dich sehnen müssen!... Jetzt aber wirst Du nicht länger allein sein,“ fügte sie hinzu und nahm seine Hand.

„Jetzt wirst Du bei mir sein... Du wirst gesund werden, ganz gewiß. Das Klima hier ist rau, aber gleichmäßig und besonders sehr trocken. Brustkranken bin ich unter den Eingeborenen nicht begegnet. Und welche Luft bei mir am Flusse! Die Lärchenbäume im Walde von einer Pracht! Zwei Männer können kaum einen Baumstamm umspannen. Und ringsum Fichten und Tannen. In den Bergen wachsen Cedern. Ich werde Dir ganze Nester nach Hause bringen. Ihr Geruch soll stärken. Unsere Hütte wird duften wie ein Palast im Osten. Und wie ist es schön im Sommer! Leichte Krühle weht vom Wasser. Wild und Vögel die Menge. Wir werden uns einen Garten anlegen, eine Kuh kaufen... Ich werde alles thun, was Du willst... Wir werden einfach leben wie Bauern.“

Die Kranke schlief ein, gleichsam eingewiegt von seinen Worten und seiner Stimme.

„Fremder, das Nachteffen ist bereit.“ meldete die Wirtin. Behutsam löste er seine Finger aus ihrer Hand und ging an den Tisch, wo Zosia und die Zafuten saßen. Er war nicht hungrig, nur furchbar müde; es war die Folge des in rasender Eile zurückgelegten Weges und der vielen mächtigen, unerwarteten Eindrücke. Er setzte sich neben seine Kleine und gab ihr zu essen, er selbst aber rührte keinen Bissen an, ließ selbst die Fragen der Zafuten unbeantwortet.

„Wann willst Du fortfahren?“ begann der Wirt.

„Laß den Armen doch in Ruhe!“ seufzte die Wirtin mit-leidig.

„Sage ich ihn etwa fort?... Ich frag' nur so aus Neugierde.“

Nach dem Essen nahm Alexander das Kind auf den Schoß.

„Nun, Zosia, bist Du müde? Wo schläfst Du denn?“

„Bei Mama.“

„Nicht wahr, nun wirst Du mit mir zusammen schlafen?“

Die Kleine zog ein schiefes Mäulchen.

„Sei lieb. Die Mama darf man nicht stören, die ist krank. Ich werde Dir ein Fischchen fangen und eine kleine Ente, wenn wir nach Hause kommen. Du wirst schon sehen... Komm, Kindchen!... Und allmählich, während er ihr Geschichten erzählte, zog er ihr Schuh und Strümpfchen aus und knöpfte die Röschchen auf.

„Die Mama sagt, daß Du lieb bist, Papachen,“ plauderte die Kleine und umfaßte seinen Hals mit ihren warmen, weichen Händchen. Von Einschlafen war gar keine Rede. In seinem weißen Hemdchen bewegte sich das rosige, kleine Ding anmutig auf seinen Armen und überschüttete ihn mit Fragen. Um sie schneller zum Einschlafen zu bringen, legte sich Alexander neben sie hin, und unversehens verfiel er in bleiernes Schlaf.

Plötzlich erwachte er erschrocken, seine Gedanken waren

wirr, und das Herz schwer. Was bedeutete das alles? Wo ist er denn? fragte er sich und seine Augen blieben an den dicken Balken der schwer lastenden Decke hängen. Im eigenen Hause nicht, das war sicher. Vielleicht bei einem Freund? Auf dem Herd glommt das Feuer. Er hört Stimmen . . .
 „Zakuten? Und er begann auf die Stimmen zu achten.

„Er kann alles! . . . Zakutisch sprechen. Und reiten kann er, rüdern und Rebe auswerfen, besser als ein Zakute. Die ganze Gegend, jeden Weg kennt er — ein großer Jäger!“

„Warum auch nicht? Die werden doch all' ihre Bücher nicht vergeblich lesen! Ist er gut im Umgang?“

„Es wär' sündhaft, über ihn zu klagen! Am Aldan sagen die Leute, daß er gut sei, und unterwegs, wenn wir eingekehrt sind, hat er alles bezahlt. Aber Frau und Kind — das kann einen Menschen schon ändern.“

„Gewiß! Und die Frau, hat sie viel Geld mitgebracht?“

„Wird schon so sein. Sie hat schöne Kleider, goldene Ringe, eine Uhr . . . Eine wirklich feine Frau aus dem Süden!“

„Wird sie sterben?“

„Ganz gewiß! Sie quält sich sehr. Meine Frau ist schon ganz müde. Wohl zwanzigmal des Nachts muß sie aufstehen. Sie muß sie stützen, wenn sie hustet. Solch eine große Dame kann nicht so allein . . .“

„Wenn sie stirbt, dent' d'ran, Gebatter . . . Ruf' mich, um den Sarg zu zimmern oder das Grab zu machen . . . Vergeiß es nicht . . . Der Fremde wird wohl gut zahlen . . . Ach, der muß schon! Er kann sich nicht rausdrehen.“

„Still, er scheint wach zu sein!“

Die Stimmen schwiegen. Alexander richtete sich auf und begann auf leisere Töne zu achten. Die Kranke mühte sich flüsternd, um sich der Zakutin klar zu machen.

„Julia, was willst Du, ich werde es übersehen.“

„Schläfst Du nicht mehr? Ich wollte Dich nicht wecken lassen, Du bist so müde. Sie sagen, daß Du in den Kleidern eingeschlafen bist.“

„Wie geht es Dir?“

„Besser, Geliebter; das Wetter ist schön und da geht mir's immer besser. Sag' der Wirtin, bitte, daß sie in meinen Sachen das Pfännchen mit dem Deckel heraussuchen soll, um Milch darin aufzusehen. Ich möchte Dir Kakao vorsetzen, den hast Du wohl lange nicht getrunken . . . Auch ich nehme gern eine Tasse. Das wird ja ein richtiges Mahl! Ich fühl' mich heute so wohl. Noch zwei Tage, und wir können uns auf den Weg machen.“

Bis zum Abend gab es keine Veränderung in ihrem Zustand. Alexander schöpfte wieder Hoffnung. Er wagte sogar zur Station zu fahren, um Wein zu holen. Wein bekam er nicht, denn es gab keinen, aber er schrieb an seinen Hausgenossen und erfuhr, daß man eine amtliche Persönlichkeit erwarte, vielleicht auch den Doktor, um ein Urachten über die Leichen der tartarischen Ansiedler zu fällen, die in geheimnisvoller Weise in ihrem Hause im Noslig*) verbrannt waren.

„Übernachten Sie hier, das Pferd wird ausruhen . . . Und es wird ein Unwetter geben, glauben Sie es nur. Ich bin ein alter Mann und kenn' das schon. Wir werden bei einem Glas Thee und einem Happen Brot plaudern. Ich hörte, daß es unweit von ihnen eine geheimnisvolle Feuersbrunst gab.“
 sagte der Beamte.

(Fortsetzung folgt.)

Der arme Heinrich.

(Deutsches Theater.)

Die Aufnahme von Hauptmanns neuer Bühnendichtung im Deutschen Theater war ganz ähnlich, wie sie nach den Berichten im Wiener Burgtheater gewesen ist. Nach dem ersten Akte ein Abwarten, nach dem zweiten stürmischer Beifall, der sich auch weiterhin nach jedem Akte des Vorhanges — am Schlusse allerdings erst nach einigem Zögern der Enttäuschung — wiederholte. Hauptmann mußte wieder und wieder hervor. Aber es waren Ovationen, die, wie ich empfand, wohl mehr dem Dichter, dem größten lebenden Dramatiker Deutschlands, als dem Werke selbst gelten sollten. So sehr ich es anders gewünscht, mir wollte, was er diesmal gab, nicht als Lebendiges erscheinen. Es fehlt dem Drama

*) Noslig ist ein Einzelteil jakutischer Selbstregierung und entspricht einer Dorfgemeinde. Jakutische Ansiedlungen bilden kein Dorf, sondern einzelne Kolonien, die sich vereinzelt auf einer ungeheuren Ebene befinden. Es giebt Gemeinden, die die Ausdehnung eines Bezirks haben, sogar eines Gouvernements.

die zwingende Geschlossenheit und in ihr die Fülle. Er, in dem naturalistischen Schauspiel ein Meister des kurzen beziehungsreich andeutenden Wortes, das den Hörer zu gespanntem Lauschen zwingt, malt hier lyrisch-episch mit breiter Jambenrhetorik. Der Klang der Verse reißt ihn mit sich fort, beraucht ihn. Statt leiser Winke wiederholende, doppelt und dreifach unterstreichende Rede. In der Szenenführung ist derselbe Mangel an Spannung erregender Gedringtheit. Wird der Eindruck, den das furchtbare Elend des armen Heinrich auf uns macht, dadurch gesteigert, daß der Dichter bei der Schilderung des Jammers so ausführlich verweilt? Und wie seltsam kontrastiert damit die hastige Kürze, mit der der seelische Prozeß die innere eigentliche Handlung, auf die das Drama abzielt, behandelt wird!

Den Stoff hat Hauptmann der berühmten Dichtung des Hartmann von der Aue entnommen. Ein glänzender Rittersmann wird von dem Ausfall, der furchtbaren durch die Kreuzzüge aus dem Orient nach Europa geschleppten Volksseuche, befallen. Ein Ausgestoßener, von furchtbaren Qualen gefoltert, hadert er mit Gott. Stein Arzt vermag zu helfen, es sei denn, eine reine Jungfrau sei bereit, unter dem Seciermesser ihr Herzblut für ihn zu opfern. Das zwölfjährige Töchterchen eines Bauern, bei dem er Aufnahme gefunden, will in kindlichem Mitleid ihr Leben für den Kranken hingeben. Hartmanns Ritter zögert nicht, die weiche Ueber-schwänglichkeit des Kinderherzens für sich auszunutzen. Er zieht mit ihr gen Salerno zu dem arabischen Wunderdoktor. Aber im letzten Augenblick, als die Kleine macht- und hilflos daliegt und der Arzt zum Messer greift, erwacht sein Gewissen: das Blut der Unschuldigen soll nicht um ihn vergossen werden. Er zieht mit dem Kinde über die Alpen zurück. Und nun, nachdem er, Gott vertrauend, sich in sein Los ergeben, die Herzenshärtigkeit von sich abgethan, gesundet er.

Hauptmann hat die abstoßenden Züge der Legende gemildert. Sein Heinrich hat nicht den barbarischen Glauben, daß ihn Ottegebes Blut von seiner Krankheit heilen könne, noch den barbarischen Willen, das Opfer anzunehmen. Ganz flüchtig nur, in fiebernden Phantasien durchzuckt ihn der Gedanke, um dann im nächsten Augenblicke wieder zu verlöschen. Aber damit ist zugleich der eigentliche Kern der Handlung zerstört. Hauptmanns Heinrich bedarf gar nicht jener Umwandlung, die sich bei dem Helden des Hartmannschen Gedichtes in letzter Stunde vollzieht. Ehe sie zu klarem Wollen sich verichten konnte, hatte er im Keime schon die Versuchung überwunden. Welche Bedeutung hat es da noch, daß er, der mit imigstem Bitten in das Mädchen dringt, von ihrem Plane abzusehen, trotzdem mit ihr nach Salerno zieht und wartet, bis der Arzt das Messer zückt? Er preist im letzten Akte sich als einen Enttäuschten. Aber was sollte er fähnen? Hauptmann hat uns nur sein Elend, nur die Bitterkeiten, die es aus sich erzeugt, schauen lassen, nichts was wir als erste Schuld empfinden können. Die egoistische Verhärtung, die das Opfer fremden Lebens für sich annehmen will, fehlt diesem Heinrich, so aber auch der Kampf des Verzichtens. Der Schwerpunkt ist vom ethischen Handeln hinweg in eine mythische Symbolik verschoben. Nicht als einen, der an sichere Heilung durch das Opfer glaubend, aus Menschlichkeit entsagt, stellt ihn Hauptmann dar, sondern als einen, der, jenem blinden Wahne innerlich fremd, nicht durch bewußtes Handeln, sondern durch geheimnisvolle Wunderwirkung, die von der opferfreudigen Liebe Ottegebes ausgeht, in das Reich des Lebens zurückgeleitet wird. Heinrich ist kein Handelnder. So wendet sich von ihm das ganze Interesse der jungen Bienenstöcker zu, die als seltsames Doppelwesen durch die Dichtung geht. Sie schillert in dem Lichte zweier Welten. Es war ein feiner und tiefer Gedanke des Naturalisten Hauptmann — vielleicht die Grundidee, aus der das Drama ihm erwachsen ist —, den Opferwillen des Mädchens hervorheben zu lassen aus den ephemerischen Verjüngungen einer ersten, ihr selbst noch völlig unbewußten Liebe? Aber wie paßt dieser Ausgangspunkt zur katholisch-mythischen Gloriose, in welcher die Gestalt erstahlen soll? Während in „Hanneles Himmelfahrt“ die Visionen als bloßer Widerschein der Sehnsucht, die in der armen Kindesseele lebt, sich einfach und natürlich dem Gefüge der Wirklichkeiten einpassen und uns im tiefsten erschüttern, laßt hier der Zwiespalt. Naturalismus und wunderglaubige Verklärung fliehen zu undurchsichtiger Mischung zusammen. So oder so, wie man auch die Gestalt erfährt, stets bleibt ein unbegriffener Rest in dieser Dichtung. Die Ekstase, die sie treibt, ist rührend und ergreifend, aber je klarer Hauptmann die irdischen Quellen, aus denen jene Ueber-schwänglichkeiten fließen, mit sicherer Hand aufdeckt, um so weniger vermag der Hymnus Heinrichs auf die „Heilige“ die „Ritterin“, in den das Drama ausklingt, lebendige mit-schwingende Empfindung in uns zu erzeugen. Die symbolistische Wendung hat etwas Unvernünftiges, das überrascht.

Die ersten drei Akte sind Exposition. Heinrich, an dem die Seuche nur erst heimlich zehrt, sucht seines alten Pächters Gottfried Hof auf, um sich vor der Welt zu bergen. Ehe er zur Kreuzfahrt ins gelobte Land zog, hat er, ein junger Purisch, mit der kleinen Ottegele harmlos fröhlich gespielt. Nun steht sie, die er damals sein kleines „Gemahl“ genannt, mit stodemem Atem, entsezt im Schauen, kaum fähig, seiner freundlichen Frage zu antworten, vor ihm. Sie wird ihm, als die Krankheit weiter schleicht, zur treuesten Hüterin. Ein knecht hat ihr die Mär erzählt, daß einer Jungfrau Herzblut dieses Gift zu bannen vermöge, und nun kreist all ihr Sinnen nur um diesen einen Punkt. Heinrich aber, der zu sehen meint, wie in Furcht und Ekel vor dem

Aussatz alles vor ihm zurückweicht, duldet es nicht lange im Hause. Er flieht in die Wälder. Wir sehen ihn, wie er hohlwangig, mit wirrem Haar und zerfetztem Mantel sein Grab sich schaufelt. Bergweilung hält ihn ganz unklammert. Er zürnt mit Gott und den Menschen. Einen seiner Knechte, der, die Verührung scheuend, den Herrn verlassen hat und nun den Armen in der Wildnis antrifft, jagt er mit ausgestreckten Händen, Verderben drohend, in die Flucht. Mit wildem Hohnlachen blickt er ihm nach, da erscheint der Freund der kleinen Ottegele, der Vater Benediktus und der getreue Gottfried an dem Rand der Lichtung. Sie bitten ihn, ins Haus zurückzukehren um seiner und des Mädchens willen, das hoffnungslos in dem Gedanken an den Opfertod, den sie zu sterben gewillt ist, dahinsiecht. Heinrich weist sie ab. Das Mädchen habe selbst ihn aufgesucht, doch habe er die Thürn hart zurückgeschleudert:

Sie träumt. Sie hat Gesichte. Und sie meint, Gott liebe Wutdunst, lasse sich durch Blut Abmarkten von dem Zins der Bucherschuld, Die in uns schwärt. Ihr seid im Irrtum, geht! — Sie ist im Irrtum, hört ihr?! — Außerdem: Aus Zeiten, wo ich noch in Büchern irrte Und meine Seele stumme Weisheit nicht Besaß, wie jetzt, weiß ich, daß jene Kur Nichts ist als Karretei.

Der vierte Akt spielte in Benedikt's Kapelle. Er pflegt das Mädchen, das in blutiger Geißelung ihren Leib lastet. Heinrich hat seinen Wald verlassen; man sah ihn, wie er in der Nacht das Gehöft Gottfrieds umschlich. Die Mutter Ottegeles zittert um ihr Kind. Plötzlich, mit verummtem Haupte tritt er ein. Seine wirre Art scheint auf Furchtbares zu deuten. Hat sich sein Sinn geändert, denkt er, das Opfer anzunehmen? Der Vater fürchtet es und sucht, durch eine halb wahr, fromme Lüge die Gefahr zu bannen. Nicht bei ihm, bei Gott sei Ottegele, Heinrich bricht erschüttert zusammen. „Tot! Ottegele tot?“

... Mönch; dieser Tag.
Hat mich gelehrt: so arm ist keiner, Gott
Kann ihn noch ärmer machen. Dem wer nahm,
Ein Räuber, je dem alles, der nichts hat!?

Die Thür geht auf, die Jungfrau tritt hervor, „von der seltsamen Beleuchtung der Kapelle wie von einer Glorie umstrahlt“. Dem Sinne Heinrichs dünkt sie eine himmlische Erscheinung. Und als sie sich bei Namen nennt und sich ihm nähert, wehrt er sie mit scharfer Ehrfurcht ab.
Ottegele küßt den Knieenden:

Ich will Dir schöpfen aus dem Brom des Heils,
Doch nicht in Eurer Welt. — Komm! Komm! Es ist
Bestimmt im Rat. Ich muß! Ich will! Ich muß!
Und Menschenworte sollen mich nicht hindern. . .

Sie bietet ihm Erlösung; er nimmt sie gläubig an:

Jungfrau, wohl, so folg' ich Dir.
Führ' mich ins Leben! Führ' mich in den Tod! . . .
Ich will jedweden Henkers lachen Dir zur Seite,
Wie Du und Deines Wort's Blutzeuge sein! —

Und nun fällt mählich das Leiden von ihm. Im Schlaf ist das Wunder vollendet. Gelundet zieht Heinrich mit Ottegele, seiner künftigen Herrin, in das Schloß der Väter! An Stelle einer Fortentwicklung jener Scene in bewegter Handlung tritt die Erzählung und legendäre Deutung des Geschehenen. Heinrich verflücht, wie ihn dreimal der Strahl der Gnade getroffen hat. Der schwache dramatische Wellenschlag verobbt in diesem Akte vollends.

Was das Werk an zarter Schönheit bietet — und es ist viel — tritt bei der Lectüre ganz anders als bei der Aufführung hervor. Das immer wiederholte Pathos des Schmerzes, von der Bühne herab bellamiert, spannt die Nerven ab. Die entscheidende Scene des vierten Aktes trat in dem Spiel von Kitzner und Irene Triesch nicht so plastisch wie für den Leser, als Kern und Centrum des ganzen Dramas hervor. — Conrad Schmidt.

Kleines feuilleton.

tp. Abhärtung. Die dicken blau-roten Finger des kleinen Kaufmannslehrlings zitterten vor Frost, als er von dem harten Schweizerläse dünne Scheiben abschälen wollte. Das große Messer gehorchte den steifen Gliedmaßen nur sehr widerwillig.

„Se frieren hier auch wohl reue zu schanden,“ sagte Frau Pulz mit einem mitleidigen Kopfschütteln.

Der Lehrling preßte die Lippen zusammen und legte sich mit dem Gewicht seines Oberkörpers auf das widerstrebende Messer. „Oh, es ist nicht so schlimm, Frau Pulz.“

„Davon weest doch Ihr Herz auch nicht, wat Se da sagen.“ Sie wandte sich zu einer eben eingetretenen Kundin, die von einem Fuß auf den andern stampfte. „Was, Frau Gensel? Det is bloß 'ne anjehene Mailühle hier?“

Frau Gensel widelte sich fester in ihr Umschlagerth: „Schlimmer kann't uff'n Nordpol auch nicht sind.“

„Und den ganzen Dag: Dhür uff, Dhür zu!“

„hm. Der Zug — det is't eben.“

„Raja. 'n kleinen Schnupfen hab' ich ja,“ gab der Lehrling zu. „Und 'n Husten werd' ich im Winter überhaupt nicht los.“

„Keen Wunder!“

„Ne, wahrhaftig nicht!“ Frau Pulz kramte in ihrem Portemonnaie. „Wenn't bloß bei Schnupfen und Husten bleibt! Aber — aber!“ Sie zahlte und packte ihre Waren ein.

„Sie sind auch jetwisch zufrieden, wenn abends de Rude zuzemacht wird und Se in de warmen Federn trauchen können“, wandte sich Frau Gensel an den Lehrling, nachdem sie ihm ihre Wünsche an gegeben.

„Na, das kann ich Ihnen sagen!“ Mit einer Kraftbewegung stieß er die kleine Holzschäufel ins Butterfaß. „Wenn man nur nicht schon wieder um sechs heraus mühte! Das ist erst ellig des Morgens.“ Er klatschte die Butter mit der Schäufel zusammen. „Und dann bis um neun Uhr abends fast ganz allein im Laden bedienen! Höchstens 'ne kleine Mittagspause!“ Er nickte wichtig den Frauen zu.

„Na“, sagte Frau Gensel, „wenn keine Stunden hier sind, setzen Sie sich doch woll da 'rin. Sie wies auf eine mit weißen Gardinen verhängte Glashür.“

„Jawoll!“ Der Lehrling zog die Lippen schief. „Das giebt's nicht!“

„Was?“ Beide Frauen riesen's entrüstet auf einmal.

„Das erlaubt mein Prinzipal nicht“, erwiderte der Kleine mit gedämpfter Stimme. „Es paßt sich nicht“, sagt er. „Ich möcht' mich ja zu gern mitunter so'n Klein bißchen aufwärmen. Aber —“ er hob die Äpfeln — „Ihr Feld ist der Laden, sagt er. Ich habe Sie nicht engagiert, um hinter'm Ofen zu hocken, sagt er.“

„Au hör't's aber uff!“ rief Frau Gensel.

Auch Frau Pulz hatte ein scharfes Wort auf der Zunge, als der Kaufmann grühdend aus der Glashür trat. Ein warmer Hauch strömte in den Laden. Der Kaufmann schüttelte sich fröstelnd und rieb sich anhaltend die Hände. „Eine Eisstellertemperatur hier! Jaja! Wir Kaufleute haben besonders unter der Kälte zu leiden.“

„An Ihr'n warmen Ofen werden Se 't ja woll ausschalten,“ sagte Frau Pulz trocken. „Aber der Kleene hier! Den ha't noch nie aus de Stube da kommen sehen.“

Der Kaufmann lächelte verlegen. „Liebe Frau Pulz! In dem Alter! Als ich so jung war — glauben Sie mir: ich hab' noch viel mehr aushalten müssen! Mir sind oft beide Ohren erfroren! That'sächlich! Und es thut mir nicht leid — nicht im geringsten. Das besonunt einem sehr gut in dem Alter. Unfre heutige Jugend wird viel zu sehr verwöhnt. Vor jedem Windhauch will man sie behüten! Das ist verkehrt! Ganz verkehrt! Ein großer Fehler! Unserer hat sich abgehärtet! Abgehärtet bis auf die Knochen!“

„Darum bibbern Se doch so! — Abend.“ Frau Pulz schlug die Ladenthür hinter sich zu.

Der Kaufmann sah ihr verwundert nach. „Frau Pulz hat da eine ganz falsche Meinung. Abhärtung! Abhärtung! Da geht nichts drüber, Frau Gensel.“

„For die Art Abhärtung danke id!“ sagte Frau Gensel und packte ihre Waren ein.

In diesem Moment trat ein dicker, pausbäckiger Junge von dreizehn Jahren über die Schwelle der Glashür: „Ich denke, wir wollen Puff spielen, Papa?“

Der Kaufmann drehte sich entsetzt um: „Gustav! Junge! Birst Du machen, daß Du in die Stube kommst! Unberühmter Bengel! Du willst Dir wohl eine Lungenentzündung hier in dem eiskalten Laden holen!“ Er drängte den Knaben eiligst in die Stube.

„Abhärtung! Abhärtung!“ lachte Frau Gensel. —

ie. Schneewellen und Schneetreiben. Wer ein aufmerksames Auge für die Wunder der Natur im Kleinen besitzt, dem bietet auch die scheinbar eintönige winterliche Schneedecke Gelegenheit zu mancherlei Beobachtungen. Freilich ist eine gleichmäßige Ebene, wie sie in Norddeutschland vorherrscht, dafür nicht gerade günstig, und eigentlich interessant wird der Schnee erst in einem gebirgigen oder hügeligen Gelände. Ein Naturforscher, Dr. Cornish, der sich viel mit den Erscheinungen der Schneedecken beschäftigt hat, ist im vorigen Jahre während des Winters in Kanada gewesen und hat dort recht merkwürdige Untersuchungen über die Verteilung und die Natur des Schnees angestellt. Zunächst lernte er sehr bald kennen, daß dort in verschiedenen Gegenden ganz verschiedene Arten von Schnee vorkamen. Im Osten war der Schnee ziemlich feucht, ähnlich demjenigen, der gewöhnlich in Mitteleuropa fällt. Auch die Aufhäufungen von Schnee in der Umgebung von Hügeln oder sonstigen Hindernissen hatten ähnliche Formen, wie man sie bei uns zu sehen gewohnt ist. Als der Forscher weiter nach Westen kam, fiel ihm eine wesentliche Veränderung in der Erscheinung der Schneedecke auf. Der Schnee war hier fast vollkommen trocken und wurde in solgedessen in viel höherem Grade zum Spiel des Windes. Die Prärie war oft in weiter Ausdehnung völlig reingefegt, und wo Schnee lag, da war seine Oberfläche im allgemeinen hart und rau. Die Landschaft glich eher einer Wüste mit einigen niederen Sandhügeln, als einer Schneelandschaft aus unsren Gegenden. Der Schnee war meistens körnig und sandartig. Mit der Annäherung an das Hochgebirge wurde der Schnee dann immer feuchter und bildete infolgedessen immer merkwürdigere Formen in seinen Ansammlungen. Ein niederer Baumstumpf von zwei Fuß Durchmesser trug eine Schneekappe von neun Fuß Durchmesser, und es ließen sich noch gewaltigere derartige „Schneepilze“ beobachten, die teilweise

ein Gewicht von mehr als einer Tonne haben möchten. Die Bildung solcher Erscheinungen ist selbstverständlich wesentlich bedingt von dem Gehalt der Feuchtigkeit im Schnee, denn trockener, körniger Schnee kann zu ihrer Entstehung niemals Anlaß geben.

Eigentliche Schneewogen dagegen, wie sie wohl schon jeder einmal in der freien Natur beobachtet hat, bilden sich nur in trockenem Schnee bei starkem Frost. Sie gleichen den Sanddünen, sind aber gewöhnlich weniger steil an ihren Abhängen. Ist eine Ebene vollständig mit frischem Schnee bedeckt, so ist die beste Gelegenheit zur Entwicklung von Schneewellen gegeben. Je unebener das Gelände ist und je zahlreicher die Flächen sind, an denen sich der Schnee unter Windschub aufhäufen kann, desto weniger Schneewellen wird man finden. In Kanada werden vielfach Ränne errichtet, um dem Schneetreiben Einhalt zu thun. Es bildet sich dann vor diesen Hindernissen eine förmliche Schneedüne von oft sehr ansehnlicher Höhe. Die Umrisse einer Schneedüne gleichen nach den Beobachtungen von Cornish am meisten denen eines Fisches oder auch eines modernen Torpedos. Bei den Schneewogen liegt der steile Abhang wie bei den Sandwellen immer auf der von der Windrichtung abgekehrten Seite. Zuweilen wird der ungehindert treibende Schnee auch in isolierten Haufen zusammengeweht, die an die sogenannten Dargane erinnern, eigentümliche Sandhügel, die aus der centralasiatischen Steppe oft beschrieben worden sind. Sie haben etwa den Umriß eines Hufeisens, dessen Öffnung nach der Lee-Seite gerichtet ist. Wie die Sanddünen können sich auch die Schneewellen und Schneehügel mit dem Winde allmählich weiter fortbewegen, so daß überhaupt die Ähnlichkeit zwischen dem Verhalten von Sand und trockenem Schnee unter dem Einfluß des Windes eine weitgehende zu nennen ist. —

gr. Vielfarbige Photographie. Auf dem Gebiet der Photographie in natürlichen Farben ist ein bemerkenswerter Fortschritt zu verzeichnen, der unlängst in einem kleinen Kreise von Professor Miethe und Dr. Traube in dem photochemischen Laboratorium der Technischen Hochschule mit Hilfe von Projektionsbildern vorgeführt wurde. Die hier zum ersten Mal zugänglich gemachten neuen Erfindungen der vielfarbigen Photographie werden zu Anfang des kommenden Jahres in dem wissenschaftlichen Theater Urania zu Berlin für Projektionsbilder in der Größe von fünf mal sieben Metern verwertet und damit der Öffentlichkeit übergeben werden. Das Wesen der von den genannten beiden Herren gemachten Erfindung besteht darin, daß man jetzt mit Hilfe eines einzigen Farbstoffes so lichtempfindliche Platten herzustellen vermag, daß diese alle Farben des Spektrums von rot bis blau wiedergeben. Die bisher für vielfarbige Photographie benutzten photographischen Platten erforderten verschiedene Farbstoffe; sie waren trotzdem nur verhältnismäßig und durchaus nicht gleichmäßig lichtempfindlich. Durch die neue Erfindung der Perodromplatten ist aber auch die Expositionszeit so herabgesetzt worden, daß man innerhalb dreier Sekunden alle drei für eine Photographie in natürlichen Farben erforderlichen Aufnahmen machen kann. Daher kann man jetzt auch ohne große Umstände Menschen und sich bewegende Gegenstände in vielfarbiger Photographie aufnehmen. Die Lichtempfindlichkeit der von Professor Miethe und Dr. Traube erfundenen und zum Patent angemeldeten Platten für die Photographie in natürlichen Farben ist so groß, daß man sogar derartige Lichtbilder in wenig beleuchteten Räumen aufnehmen kann; andererseits ist man aber auch gezwungen, im Dunkelzimmer mit sehr abgeschwächtem Licht zu arbeiten, da die Entwicklung der Platten bei dem gewöhnlichen rothroten Licht zur Verschleierung führen würde. Die durch Projektion vorgeführten Aufnahmen mit dem Dreifarbensystem waren außerordentlich lebenswahr und zeigten die Objekte in den mannigfaltigsten Farbenabstufungen. Auch die landschaftlichen Stimmungen kamen durch farbenfatte Wiedergabe zum vollen Ausdruck. Wenn auch die Photographie in natürlichen Farben bis jetzt praktisch hauptsächlich für Projektionszwecke gelöst ist, so kann es nach den vorgeführten Erfolgen nur eine Frage der Zeit sein, bis auch die gewöhnliche Vervielfältigung in Gestalt vielfarbiger Kopien für die praktische Verwendung vollständig gelungen sein wird. Damit dürfte dann dem Kunstgewerbe der Photographie ein wesentlich erweiterter Wirkungskreis geschaffen werden.

Meteorologisches.

en. Nordlichtbeobachtungen. Der Vorsteher der Perles-Sternwarte in Chicago, Professor Barnard, hat eine Arbeit über Nordlichtbeobachtungen veröffentlicht, die er von der Sternwarte aus in einem Zeitraum von fast 6 Jahren, nämlich seit 1897 gemacht hat. Die Nordlichterscheinungen dringen in Nordamerika viel weiter nach Süden herab als in Nordeuropa. Wenn ein Mitglied der Sternwarte in Berlin oder in Potsdam seine Nordlichtbeobachtungen aus dem gleichen Zeitraum bekannt geben könnte und wollte, so würden sie sich wohl recht dürftig ausnehmen, obgleich Berlin noch über 10 Breitengrade nördlicher liegt als Chicago. Während wirklich große Nordlichterscheinungen in Mittel-Deutschland kaum noch vorkommen und überhaupt deutliche Nordlichter schon zu den großen Seltenheiten gehören, hat Professor Barnard bei Chicago eine Fülle von solchen beobachtet können, und zwar mit solcher Genauigkeit, daß er damit der Wissenschaft eine wesentliche Ergänzung für die Erkenntnis dieser wunderbaren Naturschauspiele geliefert hat. Im besonderen hat er auf die scheinbare Wellenbank geachtet, die wie eine dunkle rauchige Masse gewöhnlich den Raum

auf der Unterseite des Nordlichtbogens ausfüllt. Diese Wolke scheint im allgemeinen dicht und undurchsichtig zu sein; daß dies jedoch nicht der Fall ist, wird durch die Thatsache bewiesen, daß der helle Fixstern „Vega“ durch die Scheinwolke hindurch sichtbar war. Die „pulstierenden Wollen“ werden beschrieben, wie sie zu verschwinden scheinen und dann plötzlich wieder heller werden, als ob jemand sie künstlich ab und zu beleuchtete. Ein anderer auffallender Punkt, dem Professor Barnard eine wesentliche Bedeutung beimißt, liegt in dem großen Wechsel der Scheitelhöhe der verschiedenen Nordlichter. Einmal beobachtete Professor Barnard ein Schauspiel, das bisher ganz unerhört unter den Nordlichtern gewesen ist, nämlich ein solches, das nur aus dem vierten Teil eines Bogens bestand, während gleichzeitig kein anderes Anzeichen von Lichterscheinungen sichtbar war. Das glänzendste Nordlicht wurde an der Sternwarte am 10. September 1898 gesehen und war so hell, daß es zeitweise deutliche Schatten warf; es war übrigens auch von magnetischen Störungen begleitet. Professor Barnard betont endlich den Wert der Nordlichtbeobachtungen, die sich gerade auf die Zeit eines Minimums von Sonnenflecken beziehen, für den Zusammenhang zwischen Nordlichtern und Sonnenflecken. —

Geologisches.

— Zur Geschichte des Mississippi-Deltas. Im „American Geologist“ vom August d. J. entwickelt W. Upham seine Anschauungen über die Geschichte des Mississippi-Deltas während der jüngsten geologischen Periode, und zwar auf Grund des Studiums der ältesten Karten und der Ergebnisse neuerer Untersuchungen. Zum erstenmal erscheint das Mississippi-Delta auf Walbseemüllers Weltkarte von 1507, wo es nach Amerigo Vespucci dargestellt ist; es zeigt da einen Vorsprung ins Meer und drei Hauptarme. Die Zeichnung auf Alvarez de Pinedas Karte von 1519, die dem Flusse eine breite, baarartige Mündung giebt, ist dadurch zu erklären, daß jener Reisende mit seinen Schiffen nur die seerartige Gewässer im Mündungsgebiete und die damals infolge Fehlens der Dämme sehr breiten Nebenarme (Bahous) passierte hat, nicht aber die Mündung selbst. de la Salle Karte von 1682 besitzen wir nicht, doch beschreibt er das Delta auf Grund genauerer Untersuchung; danach wurde es von drei breiten und tiefen Armen gebildet, von denen er den östlichen auf drei Meilen (lieues) Länge schätzte. Die erste gute Karte ist die des Engländers Coxe von 1722; auf ihr sind die drei großen Arme, die sich 12 Meilen landeinwärts trennen, ebenfalls gezeichnet, und zwar erscheinen da der östliche und südliche Arm kürzer als der westliche. Noch eingehender stellt Bellins Karte von 1744 das Delta dar; darauf ist der südliche Arm etwas länger gezeichnet als bei Coxe, während die beiden andren sich wenig verändert zeigen. Die modernen Karten der Mississippi-Kommission, die 1885 abgeschlossen sind, erweisen schließlich, daß die Delta-Arme sich seit Mitte des 18. Jahrhundert um 9,5 bis 12,8 Kilometer verlängert haben, womit Abbots und Humphreys Feststellung von 1861 übereinstimmt, daß das Delta sich jährlich um 78,6 Meter verschiebt, in einem Jahrhundert also um nahezu 8 Kilometer. Dazu führt nun Upham folgendes aus: Ursprünglich entwickelte sich das Delta des Mississippi in der Weise wie die Deltas anderer großer Flüsse und bildete gegen das Meer eine konvexe Kante von etwa 320 Kilometer. Dann schob sich einige Jahrhunderte vor der Entdeckung Americas ein Arm über jene Kante hinaus und bildete schließlich einen sehr scharfen Vorsprung mit drei Zugängen. Diesen Zustand fand 1498 Vespucci vor; die Mündungen lagen damals 16 bis 24 Kilometer hinter der Spitze des heutigen Deltas zurück, dort, wo im Zuge der Inseln Chandeleur und Breton die modernen Karten „alte Deltaspuren“ verzeichnen. Kurz zuvor aber hatte sich in der Nähe der Hauptmündung ein Verästelungszentrum gebildet, das sich nach und nach zu einem neuen Delta ausstreckte; das alte wurde durch die Einflüsse des Flusses aufgefüllt und das neue schob sich wiederum in einer scharfen Spitze vor. Dieses Verhältnis fand de la Salle vor, und es dauert noch heute an. Die Tiefe des Meeres in unmittelbarer Nähe der Mündungen bedirkt das und verhindert das nochmalige Entstehen eines Verästelungszentrums. Upham glaubt daher, daß der Mississippi einen dritten Eingriff ins Meer nicht unternehmen und es vielleicht einmal vorziehen wird, sein heutiges unteres Bett zu verlassen und sich vorher durch einen der Nebenarme einen kürzeren Weg zum Meere zu suchen. Geschieht das, so ist natürlich New Orleans verloren — aber ein paar Jahrhunderte werden darüber wohl noch vergehen. — („Globe“.)

Humoristisches.

— Je nachdem. In der Quinta ist Geographiestunde. Der Lehrer trägt über die Entstehung der Erde vor: „Vor vielen tausend Jahren schwebte die Erde als glühende flüssige Masse im Weltraum. Im Laufe der Jahrtausende erkalte die äußere Schicht und bildete eine feste Kruste um den feurigen Kern. So entstand der Boden für die Entwicklung von Leben und Vegetation.“ Die Jungen sperren Mund und Nase auf. Endlich meldet sich Fris Schulze: „Herr Lehrer, die Welt ist doch aber vom lieben Gott in sechs Tagen geschaffen worden?“ — „Dummkopf“, erwidert der Lehrer, „das war ja in der Religionsstunde!“ —

— Ueberflüssig. Frau: „Soll i Dir net a warm's Wasser bringen zum Händwaschen?“

Mann: „Na, dös brauch't's heut net, heut ziag i ja so meine Glacé an!“ — („Simplicissimus“.)